

# Eros und Phantalos

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572619>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unterhaus da stand, während auf der einen Seite seine Feinde ihn auszißten und auf der andern seine Freunde ihm ermunternd zustimmten. Kein Wunder, daß eine Umwandlung von Mitleid sie beschleichen wollte! Sie blieb indessen noch hart.

„Sie sagen, es sei um meinetwillen geschehen, Roland! Gut, das macht jedoch die Tat nicht besser; sie ist nichtsdestoweniger die unverzeihliche Sünde!“ Ihre Stimme zitterte; sie zwang sich aber, fest zu bleiben. „Wir Frauen sind seltsame Geschöpfe. Ich muß Ihnen vergeben, weil Sie — ein Mann wie Sie — glaubten, diese Sünde um meinetwillen begehen zu müssen!“

Sie stand ganz nahe bei ihm, auf eine Antwort wartend. Doch keine kam.

„Ich habe Ihnen das Buch . . . sein Buch zurückgegeben,“ fuhr sie fort. „Zu keinem Sterblichen werde ich von der Sache sprechen. Die arme, kleine, blinde Christine wird nichts davon erfahren. Da, nehmen Sie es und verlassen Sie mich nun; nachher werden wir uns wohl von Zeit zu Zeit in großen Gesellschaften treffen. Wir werden auch zusammen sprechen, wenn Sie es wünschen; aber denken Sie stets daran, daß ich das, was Sie begangen haben, als unverzeihliche Sünde betrachte!“

Ihre Stimme versagte, ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Indem sie Abschied von ihm nahm, hatte sie nicht nur die Tiefe seines Fehlers empfunden, sondern seltsamer Weise auch die tief gewurzelte, verkehrte und unerklärliche Liebe entdeckt, die sie schon lange für ihn gehegt.

Während sie sich zurückzog, erhob sich Lord Roland langsam von seinem Stuhl. Einen Augenblick schien es, als seien alle Spuren dieser ungewohnten Erregung verschwunden: er war schrecklich bleich; aber seine alte Ruhe war zurückgekehrt.

„Sie lieben mich!“

„Wie dürfen Sie das sagen!“ brüstete sie sich, indem sie versuchte, ihren Tränen Einhalt zu gebieten.

„Sie lieben mich!“ wiederholte er. „Sie haben mir verziehen! Wollen Sie mein Weib sein?“

Sie preßte die Hände ineinander. „Wie können Sie sich erkühnen, das jetzt zu fragen?“

„Ich habe es gewagt, wie Sie sehen,“ erwiderte er. Dann nahm er Luke Blantynes Gedichte vom Tisch, wohin er sie hatte fallen lassen. Hierauf machte er einige Schritte gegen die verschlossene Türe, durch die er eingetreten war. „Wissen Sie, was ich damit zu tun gedenke?“ fuhr er fort, indem er das Manuskript leicht in die Höhe hob, während er sprach.

„Nun?“

„Ich werde es unter meinem eigenen Namen veröffentlichen.“

„Was!“ rief sie entrüstet.

„Sie haben mir versprochen, mich nicht an den Pranger stellen zu wollen; brechen Sie indessen nur Ihr Versprechen, wenn es Ihnen Vergnügen macht!“

Sie wich noch weiter zurück. „O, ich werde mein Versprechen halten!“ warf sie in düsterer Verachtung hin. „Ich werde Sie nicht bloßstellen!“

„Ich danke Ihnen. Sechs Monate nachher werde ich es aber selbst tun. Nach dieser Zeit werde ich es der ganzen Welt kundtun, daß ich diese unverzeihliche Sünde begangen habe!“

Sie kannte ihn, sie sah wohl, daß er ohne Zweifel Wort halten würde. Ein jäher Schrecken ergriff sie.

„Roland, damit werden Sie sich unwiderrüflich selbst vernichten!“

„Das ist auch meine Absicht. Ich verdiene es, ruiniert zu sein. Dies ist meine Sühne. Niemand soll den leisesten Wink erhalten, warum und wofür ich dies begangen. Ich werde ganz einfach erklären, daß Gewissensbisse mich dazu getrieben, die Wahrheit zu bekennen. Leben Sie wohl!“

Seine Hand lag schon auf der Türklinke. Sie sprang auf ihn zu.

„Roland!“

Seine Hand ließ die Falle los. Sie standen einander gegenüber und blickten sich fest in die Augen.

„Es war abscheulich!“ brachte sie endlich hervor.

„Es war teuflisch!“ gab er zu. „Es hat jedoch Männer gegeben, die viel Schlimmeres vollbracht haben für Frauen . . . für Frauen, die sie geliebt haben, wie ich Sie liebe! Leben Sie wohl!“

„Roland!“ Sie faßte ihn am Ärmel. „Ich kann nicht zusehen, wie Sie sich solcherweise wegwerfen! Und dazu um meinetwillen! Ich komme mir vor, wie . . . eine Mörderin! Und, Roland . . .“

„Nun?“

„Ist es . . . ist es schließlich die unverzeihliche Sünde, da es ja noch . . . nicht offenkundig geworden ist, wie Sie sagen?“

Seine Antwort bestand darin, daß er seine Arme um ihren Nacken schlang. „Nichts ist unverzeihlich, Gott helfe mir, wenn Sie, Millicent, mir das vergeben können!“



## Eros und Phantasos.

Im Frühjahr, als geschmolzen nun der Winterschnee,  
Saß Phantasos an einem kleinen Alpensee:

Tieffschwarzer Wasserspiegel, totenstill und stumm,  
Von kahlen Felsen hoch umgeben ringsherum.

Und düster wie die Landschaft, ohne Blut und Mut,  
Sah Phantasos verdrossen in die dunkle Flut.

Doch wie er noch so saß, zum Selbstmord fast bereit,  
Kam just der Wandrer Eros durch die Einsamkeit.

Erstaunt sah er den Phantasos so todgleich ruhn,  
War rasch entschlossen, eine Wohlthat ihm zu tun.

Besser ein Trug, dacht' er, der blühend Leben regt,  
Als eine Wahrheit, die den Keim des Todes trägt.

Und unversehens, wie der Gott es liebt manchmal,  
Blies einen warmen Föhnwind er ins Alpental,

Behauchte heiß des andern trübes Augenpaar,  
Daß er mit eins die Landschaft schaute wunderklar.

Und wie noch Phantasos so saß und schauend sann,  
Ein heftiger Windstoß auf dem See sein Spiel begann.

Der hieb und peitschte lustig jetzt die Wellen kraus,  
Daß hastig sie zum Ufer schäumten mit Gebraus.

Doch kaum zerschellt, zerstäubt am zackigen Felsenstrand,  
Warf sie der Sturmwind wieder in den Wogenbrand. . .

Und Stoß auf Stoß, bis daß der Aufruhr tobte toll  
Und wild der See zu einem kleinen Meere schwoll!

Wie nun das Raß zerstäubte in des Föhns Geschnaub,  
Da sprangen sieben Farben in den Wasserstaub;

Die wölbten sich wie Siegesbogen hoch und rund  
Und schmückten rings den Aether wie mit Blumen bunt.

Verschwunden war das Felsental im Farbenspiel,  
Und uferlos erschien der See, ohn' End und Ziel.

Da lachte Phantasos laut in den Wogentanz,  
Und selig sog sein Auge all den Perlenglanz.

Dann ging er. Aber jauchzend singt er nun seither:  
„Ich hab's erlebt — gesehn das ewige Liebesmeer!“

Emil Hügli, Chur.



**Römische Gebirgslandschaft.**  
Nach dem Gemälde von Hans Lendorff, Basel,  
in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.